

Solisten nutzen ihre Freiheit

KLASSIK Kü. Das Luzerner Sinfonieorchester hat diese Saison weitere Horizonte abgesteckt. Neben den Nachtkonzerten gab es erstmals vier Lunchkonzerte. Hierbei treten die Gastsolisten des Orchesters in Kleinformaten auf. Dies eröffnet den Musikern zusätzliche kreative Plattformen und erlaubt es dem Publikum, Musiker intensiver zu entdecken.

Diese Freiheit nützen der Cellist Gautier Capuçon und der Klavierspieler David Kadouch bei ihrem Mittagsauftritt vom Dienstag weidlich aus. Zwar liegt ein ganzes Menschen-geschlecht zwischen Beethovens Adaptionen von Mozarts «Zauberflöte» und Brahms' Cellosonate in F-Dur. Mit ruhigem Gestaltungsfluss verschmelzen die Musiker die beiden Epochen jedoch zu einem sinnlichen Gesamtepos. Capuçon ist ein feinfühler, intimer Cellist, der quasi mit den Fingerspitzen des Werkes Seele ertastet. Auch David Kadouch am Piano ist sanft im Anschlag und pflegt dieses Vor- und Nachgeben in Tempo und Intensität, das den Werken eine wechselvolle Weite, ja zeitlose Unantastbarkeit gibt.

Spektakuläre Engländer

Entsprechend gespannt war man, ob Gautier Capuçon diese Innerlichkeit auch mit dem Luzerner Sinfonieorchester würde entfalten können. Das am Donnerstagabend gespielte Cellokonzert von Edward Elgar ist nicht gerade ein besetzungsmässiges Leichtgewicht, hat der Engländer doch nicht weniger als vier Hörner, drei Posaunen und eine Tuba eingebaut. Trotz dieses geballten Klanges geht Capuçon mit seinem duftvollen Spiel nicht unter. Sicher, es klingt persönlicher und raffinierter im Duett. Das Luzerner Sinfonieorchester folgt allerdings meist sehr feinfühlig und flexibel den solistischen Vorgaben. Zwar findet sich das Orchester oft in der Rolle des reinen Begleiters wieder – übers Ganze gesehen entwickelt der Dirigent Andrey Boreyko aber ein kontrastreiches Farbbouquet.

Der restliche Abend ist ebenfalls spektakulär der englischen Musik gewidmet. In «Orkney Wedding, With Sunrise» (Peter Maxwell Davies) kommt der Soloklarinetist des Tonhalle-Orchesters Zürich zu einem umjubelten Auftritt als Dudelsackspieler. Höhepunkte sind «The Walk To The Paradise Garden» (Frederick Delius), wo Andrey Boreyko mit einer aufreizend langsamen Interpretation das Stück zu ungeahnten Tiefen führt, und die Zugabe «March Of The Mogul Emperors» (Elgar) – ein spektakuläres Werk, grandios gespielt!

Hier stand Maria im Mittelpunkt



Die Cantori Contenti sangen Marienlieder ohne jegliche instrumentale Begleitung.
Bild Stefan Kaiser

UNTERÄGERI Mit einer Reihe von Marienliedern aus mehreren Jahrhunderten begeisterten die Cantori Contenti. Ihre Leistung sorgte für beglückende Momente.

JÜRIG RÖTHLISBERGER
redaktion@zugerzeitung.ch

Eine Stunde unbegleitete Chormusik in Verehrung und Gedächtnis an die Gottesmutter Maria – mit den Cantori Contenti unter der Leitung von Katharina Jud – ist das möglich? In der Marienkirche Unterägeri erlebte das Publikum eine Reihe von stimmungsvollen Interpretationen der Marienverehrung aus fünf Jahrhunderten.

Die katholische Volksfrömmigkeit bis ins 19. Jahrhundert stellte Maria oftmals fast gleichberechtigt neben Jesus Christus. Heute hat die Marienverehrung aber rein objektiv gesehen einen schweren

Stand, und selbst in den katholischen Kirchengesangsbüchern wird der Anteil Marienlieder fast von Auflage zu Auflage reduziert. Umso bemerkenswerter das Konzertmotto «Maris stella», zitiert nach einem nur textlich überlieferten Hymnus aus dem 8. Jahrhundert!

Die Textaussage stand tatsächlich im Zentrum. Das bestätigte nicht nur der Begleitkommentar; es wurde auch durch die Werkabfolge unterstrichen, welche die verschiedensten Stilepochen durcheinandermischte und dabei auch starke Kontraste nicht scheute. Vier Werke aus drei Jahrhunderten standen voll im Dienste des lateinischen Originaltextes; die andern sechs bildeten in verschiedenen Sprachen meditative Ergänzungen, so weit sich dies auch ohne Textblatt rekonstruieren liess.

Minutiöse Erarbeitung

Dass dies alles beim Publikum so gut ankam, lag zunächst einmal bei der sorgfältigen Vorbereitung. Als Basis spürte man durch das ganze Programm eine ausgezeichnete Atemtechnik, welche auch vom ununterbrochenen Stehen

nicht beeinträchtigt wurde. Selbst nach Fortissimo-Ausbrüchen in extremen Lagen gelang wieder ein perfektes Piano (Rachmaninow). Ein Sonderlob gebührt aus dem gleichen Blickwinkel dem Schluss des Werks von Henryk Gorecki. Das riesenlange Decrescendo mit den zahlreichen Textwiederholungen wurde perfekt gemeistert.

Das zweite Standbein: Ein weiteres Mal beeindruckte die minutiöse Erarbeitung des umfangreichen und über weite Strecken technisch und musikalisch anspruchsvollen Notentexts. Keine Orchesterzweischenspiele, keine solistischen Einlagen, nicht einmal kurze Zwischenkommentare zu den einzelnen Werken: Tatsächlich wurde vom gut dreissig Personen umfassenden Chor von der ersten bis zur letzten Minute vollste Konzentration verlangt.

In sich stimmig

Fast geschenkt erschien auf diese Weise die Sicherheit in der Intonation; so stand die eigentliche Interpretation auch für das Publikum voll im Zentrum. Dank meist gutem Blickkontakt gelang

es Katharina Jud mit relativ sparsamer Gestik, den einzelnen Gesängen eine in sich stimmige Form zu geben. Von der Verbindung von gregorianischem Choral und vierstimmigem Satz bei Hans Leo Hassler (1564–1612) bis zu den jüngsten Vertonungen von Trond Kverno und Morten Lauridsen erlebte man immer wieder neue beglückende Momente.

Über Einzelnes lässt sich immer streiten: So hätte ich den Renaissance-Satz von Josquin Desprez etwas schlanker empfunden. Nach dem ersten kammermusikalisch komponierten Frauenchor von Maurice Duruflé merkte man doch allzu deutlich, dass Verdi von einem Massenchor ausging, wie ihn die Cantori Contenti nicht bieten konnten. Schon die beiden letzten Werke erhielten ein zusätzliches romantisches Flair durch näher kommendes Donnerrollen. Ein just mit dem Konzertende niederfallender heftiger Gewitterregen veranlasste einige Besucher, noch etwas länger in der Kirche zu bleiben. Schade, dass sie dabei trotz lang anhaltendem Applaus keine Zugabe hören konnten.

«Ich bin ich» – Leben als Secondo im Ghetto von Bern

ZUG Der Fliz-Film gewährt Einblick in das Leben jugendlicher am Rande der Stadt. Trotz einer gewissen Naivität zeigen sie erstaunliche Reife.

Bern Bethlehem – monumentale Wohnsilos aus grauem Beton reihen sich aneinander. Eine gesichtslose Kulisse am Rande der Stadt, wo 12 000 Menschen wohnen, ein Grossteil von ihnen Ausländer, Secondos. In dieser tristen Umgebung lebt der 15-jährige Rushit. Zusammen mit seinen Kumpels Wissem, Quendrim, Velid und Marc will er sich nach oben rappen, und das mit einem beeindruckenden Ehrgeiz – das Rappen haben sie sich autodidaktisch beigebracht. Passend zur Umgebung der Name der Band: «Blockjunge». Ebenfalls Teil der riesigen Hochhaussiedlung: die 16-jährige Natalia. Aus Kirgisien in die Schweiz geflüchtet, bewohnt sie hier eine kleine Mansarde und hat innert kurzer Zeit Deutsch gelernt.

Träume und Wünsche

«Moi c'est moi» heisst der Dokumentarfilm der Regisseurin Gabriele Schärer um diese Jugendlichen in der Berner Weststadt. Die Wege dieser Jugendlichen mit Migrationshintergrund kreuzen sich im örtlichen Jugendtheaterclub. Sie sol-



Der 15-jährige Rushit will sich mit seiner Band nach oben rappen.
PD

len zusammen ein Hip-Hop-Musical einstudieren. Alle genannten Darsteller haben ein Ziel: gross rauszukommen und dem Leben im urbanen Ghetto zu entfliehen. Rushit und seine Freunde sowie Natalia kommen immer wieder zu Wort. Sie schildern ihre Träume, ihre Wünsche an die Zukunft, schauen zurück auf ihr noch junges Leben. Für Rushit ist klar: Er will sein eigenes Ding drehen, dem 08/15-Berufsleben völlig entsagen. Schnupperlehren als Maler, Elektromonteur, Autolackierer und Strassenbauer hat er hinter sich – seine

Begeisterung dafür hält sich stark in Grenzen, er will vom Ernst des Lebens nichts wissen, hat vielmehr seine Zukunft als Rapper vor Augen. «S'Läbe isch keis Gützi», sagt er mit einem Seufzer und vermittelt den Eindruck, als hätte er einen jahrzehntelangen Überlebenskampf hinter sich.

Alle Jungs äussern sich im Film über ernste Themen, von denen sie sich bloss aus ein paar einzelnen Erfahrungen eine wenig fundierte Meinung bilden können. Politik, Liebe, Sex, Familie und die Erziehung von Nachwuchs. Wichtig ist

für Rushit jedoch vor allem eins: seine Freunde. «Entweder man hat welche, oder man ist voll das Opfer», schildert er die gesellschaftliche Lage der jugendlichen Secondos im Bethlehem-Ghetto. Schärer's Film zeigt hier deutlich, dass der Zusammenhalt unter Rushit und seinen Kumpels im Grunde alles ist, was zählt. Ein gemeinsam geträumter Traum wird sich eher erfüllen als derjenige eines Einzelkämpfers. Trotz jugendlicher Unwissenheit und mangelnder Lebenserfahrung zeigen die Jungs im Film eine erstaunliche Reife, und man spürt, dass ihre Wünsche mehr als Luftschlösser sind.

Man kann keinem vertrauen

Auch Natalia weiss genau, was sie will, und noch genauer, was sie nicht will. Am besten jedoch weiss sie insbesondere eines: Man kann keinem Menschen vertrauen. «Zu viel Schlimmes habe ich in meiner Heimat erlebt», sagt sie. Was genau aber sie erlebt hat, darüber schweigt sie. Auch darüber, unter welchen Umständen sie ganz alleine in die Schweiz geflüchtet ist.

Jedenfalls vermisst sie keinen einzigen Menschen ihrer Familie in Kirgisien. Freunde seien wichtiger im Leben als Familie, sagt sie mit Bestimmtheit. Obwohl die literaturliebende Natalia nicht gläubig ist, stehen in ihrer kleinen Wohnung zahlreiche religiöse Gegenstände. «Sie bewahren mich vor dem Teufel», ist sie überzeugt. Sie hat bei den Musi-

calproben immer eine Extrawurst und tut sich schwer, zu verstehen, warum sie nicht die Hauptrolle bekommen hat.

Gabriele Schärer's Dokumentarfilm gibt auf unterhaltsame Weise Einblick ins Leben dieser hauptsächlich aus dem Osten stammenden Jugendlichen in der Hochhaussiedlung. Einblick gibt er auch in die Köpfe der Protagonisten, ihre

«S'Läbe isch keis Gützi.»

RUSHIT (15)

Gedanken, ihre Vorstellungen vom Leben und ihre Erwartungen. Im Rahmen der Musicalproben können sie ihren Durchhaltewillen beweisen, können zeigen, wie teamfähig sie sind. Rushit und seine Freunde stellen sich der Herausforderung, bleiben sich selbst jedoch treu, denn für sie gilt nur eines: «Ich bin ich, und es bleibt dabei.»

ANDREAS FAESSLER
andreas.faessler@zugerzeitung.ch

HINWEIS

► Fliz präsentiert «Moi c'est moi» im Kino Gotthard in Zug am Montag, 11. Juni, 20 Uhr. Die Regisseurin Gabriele Schärer ist anwesend und beantwortet nach der Vorstellung Fragen. ◀